

## **Zeitzeugen**

Falkensteiner Predigt am letzten Sonntag nach Epiphania zu 2. Petr. 1, 16-21  
*Pfarrer Daniel Lenski, Ev. Martin-Luther-Gemeinde Falkenstein (Ts.)*

### **2. Petr 1, 16-21: Die Verklärung Jesu und das prophetische Wort**

16 Denn wir sind nicht ausgeklügelten Fabeln gefolgt, als wir euch kundgetan haben die Kraft und das Kommen unseres Herrn Jesus Christus; sondern wir haben seine Herrlichkeit mit eigenen Augen gesehen. 17 Denn er empfing von Gott, dem Vater, Ehre und Preis durch eine Stimme, die zu ihm kam von der großen Herrlichkeit: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. 18 Und diese Stimme haben wir gehört vom Himmel kommen, als wir mit ihm waren auf dem heiligen Berge. 19 Umso fester haben wir das prophetische Wort, und ihr tut gut daran, dass ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen.

20 Und das sollt ihr vor allem wissen, dass keine Weissagung in der Schrift aus eigener Auslegung geschieht. 21 Denn es ist noch nie eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht worden, sondern getrieben vom Heiligen Geist haben Menschen in Gottes Auftrag geredet.

*Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen.*

Liebe Gemeinde,

kaum eine historische Dokumentation kommt heute ohne Zeitzeugen aus. Wann immer im Fernsehen über den Zweiten Weltkrieg, die 68er-Bewegung oder die deutsche Wiedervereinigung berichtet wird, ist irgendwann die Stimme einer Person zu hören, die dabei war und von dem Ereignis aus eigener Anschauung berichtet. Manche Historikerin mag die Nase rümpfen. Doch hat etwa der ZDF-Journalist Guido Knopp mit seinen zeitgeschichtlichen Fernsehreihen diese Form der historischen Darstellung bis hinein in Wohnzimmer und Klassenräume getragen.

Auch auf politischer Ebene wird Zeitzeugenberichten ein hoher Stellenwert eingeräumt. Ein beeindruckendes Beispiel dafür war am vergangenen Mittwoch zu sehen, als im Bundestag der Opfer des Nationalsozialismus gedacht wurde. Seit 25 Jahren ist der 27. Januar (der Tag, an dem 1945 das Konzentrationslager

Auschwitz befreit wurde) in Deutschland ein Gedenktag. In der Regel sind es Zeitzeugen, die dem Festakt im deutschen Parlament eine persönliche Färbung verleihen. In diesem Jahr hat neben anderen Charlotte Knobloch gesprochen, die Vorsitzende der jüdischen Kultusgemeinde in München. Sie berichtete davon, wie sie als jüdisches Kind nicht mehr auf dem Hof mit den anderen Kindern spielen durfte. Wie sie am Abend der Reichspogromnacht mit ihrem Vater durch die Münchener Straßen irrte. Wie sie im Mai 1945 ihren Vater wiedersah, dessen Augenlicht von Säure fast gänzlich zerstört worden war.<sup>1</sup>

Der Auftritt von Charlotte Knoblauch war beeindruckend, gerade weil sie nicht als Geschichtswissenschaftlerin sprach, sondern als persönlich Betroffene.

Viele Historiker\*innen sind gegenüber Zeitzeugenberichten kritisch. Sie betrachten die sogenannte *oral history* als eine Quelle, die man mit Vorsicht betrachten müsse. Wer Zeitzeugenberichte mit den gedruckten Dokumenten der entsprechenden Zeit vergleicht, wird häufig Abweichungen feststellen. Das ist ganz natürlich: In der Erinnerung verschwimmen manche Sachverhalte. Im Erzählen kommen neue Details hinzu, anderen fallen weg. Und letztlich dirigiert die Gegenwart die Vergangenheit wie ein Dirigent sein Orchester, so hat es der italienische Schriftsteller Italo Svevo einmal formuliert.

Auch der heutige Bibeltext ist ein Augenzeugenbericht. Zumindest präsentiert er sich so. Er steht im 2. Petrusbrief, einem der kurzen, hinteren Briefe des Neuen Testaments. Als dieser Brief geschrieben wurde, lag die Kreuzigung Jesu schon viele Jahrzehnte zurück. Aus der Jesus-Bewegung sind Gemeinden geworden. Aus der anfänglichen Begeisterung, die von Jesus ausging, entwickelten sich Strukturen und eigene Traditionen. Die erwartete baldige Wiederkunft Jesu ließ auf sich warten. Innerhalb der Gemeinden gab es Auseinandersetzungen, auch die Bedrängnis von außen nahm zu. Kurz: keine einfache Zeit für die damaligen Christ\*innen.

Der 2. Petrusbrief will in dieser schwierigen Situation Mut machen. Er appelliert: „Die Verheißungen Jesu sind noch immer gültig, sie haben sich nur verzögert. Die Wiederkunft Jesu fällt nicht aus, vielmehr hat Gott noch mehr Geduld mit den Menschen. Gott will uns mehr Zeit geben, sich zu bekehren.“ Der Brief endet mit einer Vision, in der die ganze Fülle der jüdisch-christlichen Hoffnung

---

<sup>1</sup>Vgl. [https://www.bundestag.de/resource/blob/818852/004f590b4829fb0f4cbf4cb95698bcf8/kw04\\_opfer\\_nationalsozialismus\\_nachbericht\\_knobloch-data.pdf](https://www.bundestag.de/resource/blob/818852/004f590b4829fb0f4cbf4cb95698bcf8/kw04_opfer_nationalsozialismus_nachbericht_knobloch-data.pdf), abgerufen am 27.1.2020.

aufgenommen wird (3,13): „*Wir warten aber auf einen neuen Himmel und eine neue Erde nach seiner Verheißung, in denen Gerechtigkeit wohnen.*“

Woher stammt die Zuversicht, die aus diesem Brief spricht? Die einfache Antwort der Autorin oder des Autors: „Ich war dabei.“ Und so wird aus einem Hoffnungsbrief ein Zeitzeugendokument. Gleich zu Beginn des Briefes wird auf die eigene Augenzeugenschaft bei einem der wichtigsten Ereignisse im Leben Jesu verwiesen, der Verklärung. Wir erinnern uns: Jesus nimmt drei seiner treuesten Anhänger, Petrus, Jakobus und Johannes, mit auf einen Berg. Nach dem Bericht der Evangelien wird die Umgebung in strahlend weißes Licht getaucht. Jesu Gesicht leuchtet wie die Sonne, seine Kleider sind weiß wie Schnee. Mose und Elia erscheinen, die prominentesten Vertreter für das Gesetz und die Propheten. Petrus ist wie von Sinnen (wir könnten heute sagen: wie auf Drogen) und will gar nicht mehr weg. Eine Stimme aus der Höhe bescheinigt: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich wohlgefallen habe; den sollt ihr hören!“ Die Jünger fallen auf ihr Angesicht und fürchten sich. Als sie aber ihre Augen aufheben, sehen sie niemanden als Jesus allein.

Eine der spannendsten und am schwierigsten zu interpretierenden Jesus-Geschichten. Der Autor oder die Autorin des Petrusbriefes macht nun deutlich: „Ich war dabei. Ich habe all das mit eigenen Augen gesehen. Deshalb könnt Ihr meinen Worten vertrauen.“

Liebe Gemeinde,

das Problem ist simpel: Die Verfasserin oder der Verfasser des 2. Petrusbriefes war nicht dabei. Zumindest bestreiten alle neueren wissenschaftlichen Kommentare, dass dieser Brief tatsächlich von Petrus geschrieben wurde. Sowohl sprachlich als auch inhaltlich weist vieles darauf hin. Die Art des verwendeten Griechisch und die in den Petrusbriefen enthaltenen historischen Informationen machen es wahrscheinlich, dass es sich um eine sehr späte Schrift handelt, die im 2. Jahrhundert nach Christi Geburt verfasst wurde.

Also alles Fake News? Eine Hoffnungsgeschichte ohne soliden Grund? Das hat man zumindest auch in der Theologiegeschichte lange so gesehen. Ob der 2. Petrusbrief Teil der Bibel sein sollte, war umstritten. Und auch im 20. Jahrhundert haben viele Bibelwissenschaftler\*innen dem kurzen Brief keine hohe Bedeutung beigemessen. Der Neutestamentler Ernst Käsemann sprach als

wackerer Protestant von „Frühkatholizismus“. Dieser Frühkatholizismus stelle gegenüber der kraftvollen Bezeugung genuin apostolischer Überlieferung einen Verfall dar und lasse schon eine Herausbildung institutionell verhärteter Denkformen der frühen Kirchen erkennen.<sup>2</sup>

Heute ist man im Urteil milder. Denn sogenannte Epigraphien, also Schriften, die später im Namen eines bekannten Autors angefertigt wurden, waren in der Antike alles andere als eine Seltenheit. Auch viele der paulinischen Briefe, die wir im Neuen Testament finden, stammen vermutlich eher aus einer Paulus-Schule als vom Apostel selbst. Dieses Vorgehen wurde bereits in der Antike unterschiedlich bewertet. Manche kritisierten das Schmücken der eigenen Berichte mit fremden Federn. Andererseits kennen wir aus der Kunst des Prinzip einer Werkstatt: Nicht jedes Bild, das aus der Werkstatt hervorgeht, hat der Meister selbst gezeichnet. Und trotzdem wird es ihm und seinem Stil zugeordnet.

In der antiken Rhetorik hat sich für solch eine Form der übernommenen Identität der Begriff „Maskenrede“ (Prosopopoiie) entwickelt. Die Rednerin schlüpft in die Rolle einer Person oder eines Gegenstands, um aus dieser Perspektive vorzutragen. Wie auch bei den heutigen Zeitzeugenberichten geht es hier also weniger um die Historizität als den Inhalt des Gesagten. In dem Roman „Mein Name sei Gantenbein“ beschreibt der Schweizer Autor Max Frisch die Zuordnung einer Geschichte zu einem Gedanken:

*„Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte dazu – man kann nicht leben mit einer Erfahrung, die ohne Geschichte bleibt, scheint es, und manchmal stellte ich mir vor, ein anderer habe genau die Geschichte meiner Erfahrung...“<sup>3</sup>*

Die Autorin des 2. Petrusbriefes spricht von der Erfahrung einer Jesusbegegnung, aus der heraus mit Vollmacht gesprochen wird. Von dieser Erfahrung scheint sie überzeugt zu sein. Es lohnt sich, diese Erfahrung auf einer existentielleren Ebene zu betrachten und auch uns zu fragen: Wo haben wir Jesus erlebt? In unserem Leben, in unserer eigenen Glaubensbiographie?

---

<sup>2</sup> Vgl. Hans-Ulrich Gehring: Lass sehn!, 2. Petr. 1,16-21, in: Göttinger Predigtmeditationen, 147-152, 148.

<sup>3</sup> Max Frisch: Mein Name sei Gantenbein, in: ders., Die Romane, Stuttgart u.a., 635.

Es gibt freikirchliche Kreise, da gehört es zum guten Ton, von der eigenen Erfahrung mit Jesus zu berichten. Das kann eine fulminante Predigt, ein Schicksalsschlag oder die Lektüre eines Bibelverses sein. Ich bewundere jede Person, die ihr eigenes Gottesverhältnis auf eine solch prägnante Situation zurückführen kann. Mir fällt das schwer. Statt einer leuchtenden Verklärung denke ich persönlich eher an einen kurvenreichen Weg, der hinter mir liegt. Mit Momenten des Glaubens und des Zweifelns. Mit Momenten großen Gottvertrauens und Momenten der Gottverlassenheit.

An dieser Stelle leuchtet mir die Hoffnungsbotschaft des 2. Petrusbriefes entgegen:

*„Und ihr tut gut daran, dass ihr darauf [auf das prophetische Wort] achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen.“*

Wie der Morgenstern in dem dunkelsten Moment der Nacht aufscheint, so leuchtet auch in der menschlichen Hoffnungslosigkeit Christus als der Morgenstern hervor. Jesus begegnet mir in meinem Leben immer wieder. Manchmal klar und eindeutig, manchmal eher schemenhaft und mysteriös.

Die Weisen aus dem Morgenland haben die Erfahrung gemacht, dass der Weg zum Stern durch die Wüste führt. Dies empfinde ich als mutmachendes Bild: Auch dem christlichen Glauben sind Wüstenzeiten nicht fremd. Die Momente der Gottesferne können zu Möglichkeiten der besonderen Gottesnähe werden.

Vielleicht ist das tatsächlich ein Hoffnungswort. Heute, wo sich der Weihnachtsfestkreis langsam schließt. Am Übergang zwischen der leuchtenden nachweihnachtlichen Zeit und der Vorpassionszeit, die auf Aschermittwoch zuläuft. Wenn wir uns mit der Passion Jesu beschäftigen, werden das liturgisch anstrengende Wochen. Anstrengend werden diese Wochen im verlängerten Lockdown ohnehin aber für fast alle Menschen – die Familien wie die Alleinstehenden. Doch der Morgenstern, der aus dem 2. Petrusbrief hervorleuchtet, weist darauf hin, dass sich alle Anstrengungen lohnen. Unabhängig davon, wann und von wem der Brief geschrieben wurde, weist er uns als Zeugnis einer Begegnung mit Jesus darauf hin: Der Morgenstern scheint auch für Dich! Es gibt einen, der an unserer Seite ist. Was immer auch geschehen mag.

*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christo Jesu.*